

# Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

## Freund und Feind.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Gerade Ihre Ausdauer ist es, die ich bewundere“, fügte dann gewöhnlich der Marquis hinzu, „und sie wird gekrönt werden, verlassen Sie sich darauf“, und die beiden Freunde besprachen dann wieder von Neuem die ganze Angelegenheit, erschöpften sich in allerhand Vermuthungen und es war besonders der Marquis, der ein Vergnügen darin fand, die seltsamsten und abenteuerlichsten Ideen auszukramen und über sein Gesicht zuckte bei solchen Gelegenheiten stets ein seltsames und boshaftes Lächeln. Gewiß empfand er eine diabolische Freude darüber, in dem Herzen des Grafen einen verzehrenden Wunsch lebendig zu erhalten, von dem er wußte, daß er nie erfüllt wurde. Für sein abgenutztes Herz war dies Schauspiel sicher ein Genuß und dies der einzige Grund, der sein Benehmen erklären ließ, das all' seine Bekannten höchst wunderbar fanden.

Einen weit ehrlicheren und wahrhaften Antheil an seinen Bemühungen nahm Alexandra Tschernischeff. In seiner Schwermuth, in seiner Sucht, die Verschwundene endlich aufzufinden, würde er seiner Retterin nicht einmal gedankt haben, wenn ihn nicht der Marquis fast mit Gewalt dazu gedrängt hätte. „Man würde dies mit Ihrem ächt ritterlichen Wesen nicht in Einklang bringen“, sagte er beständig, „wenn Sie nicht wenigstens Ihres Dankes sich entledigen wollten“, und Ghula raffte sich endlich auf, um Comtesse Alexandra einen Besuch zu machen. Sie war allein und empfing ihn mit unbefangener Herzlichkeit. Als er in einfacher, schlichter Weise seinen Dank äußerte, ging sie tief erröthend über diese Sache rasch hinweg und sie sprach sogleich von seiner Gemahlin, ihrer einzigen, unvergeßlichen Freundin. Nichts konnte den Grafen wohlthuernder und angenehmer berühren, das war ja der Gegenstand allein, der sein ganzes Herz ausfüllte, all' sein Denken in Anspruch nahm. Mit großer Theilnahme ließ sie sich die kleinsten Einzelheiten erzählen und hörte in gespannter Aufmerksamkeit ihm zu. „Ich fürchte, Sie und Katharina sind die Opfer eines wohlangelegten, niederträchtigen Planes“, sagte sie nach längerem Nachsinnen. „Wie wäre es, wenn Lubowsky die Entführung Ihrer Gattin bereits vorbereitet hätte und nur durch seine zufällige Ermordung um die Früchte seiner raffinirten Bosheit gebracht worden wäre?“

„Alexandra, auf welchen Gedanken bringen Sie mich!“ rief Ghula in höchster Aufregung aus,

„warum habe ich Sie nicht eher besucht. Sie sind in mehr als einer Hinsicht mein guter Schutzengel!“ und voll überströmender Dankbarkeit ergriff er ihre Hand. Er bemerkte nicht, daß ihre Rechte in der seinen zitterte, daß sie dieselbe rasch zurückzog und nach einem tiefen Athemzuge entgegnete: „Vergessen Sie nicht, noch sind das Alles bloße Vermuthungen und sie werden uns nicht viel weiter bringen.“

„Nein, nein“, war seine lebhafteste Erwiderung. „Sie haben mir damit den Faden in die Hand gegeben, der mich zum Ziele führen wird. O, wie danke ich Ihnen. Von Niemand anders als diesem Elenden konnte der niederträchtige Streich kommen! Warum ist mir dieses niemals selbst eingefallen?“ und er schlug sich vor den Kopf.

„Ich habe mich beständig mit Ihnen — mit dem Schicksal Katharina's beschäftigt“, verbesserte sie sich selbst „und deshalb das Räthsel in meiner Weise zu lösen gesucht. Lubowsky trug sich gewiß schon lange mit dem verwegenen Plan, Ihre Gattin zu entführen, er war vielleicht deshalb nur nach Paris gekommen, denn das tollste Abenteuer hatte für ihn stets einen besonderen Reiz und er haßte Sie dazu, wie vielleicht Niemand sonst auf der Welt. Er wußte, daß er Sie damit in's Herz traf, wenn er Ihnen Katharina entriß und einem Menschen wie Lubowsky war Alles zuzutrauen. Ich zweifle nicht, daß ihm der Besuch des Opernballes bekannt war und gewiß auch die Verkleidung Ihrer Gattin. In dem bunten Maskengewühl konnte er am leichtesten seine höllischen Pläne ausführen, die durch Ihre rasche Dazwischenkunft und Entfernung vereitelt würden. Sicher hatte er schon in der Nähe des Opernhauses seine Helfer postirt und der Mordanschlag in der Rue de la Paix war nur ein Scheinmanöver, um Sie aus dem Wagen zu locken und die Entführung zu bewerkstelligen. Während aber seine Genossen die arme Katharina in Sicherheit brachten, verlief die Sache dennoch anders als Lubowsky berechnet hatte. Ihr Kutscher mag vielleicht sogleich einen furchtbaren Schlag gegen Lubowsky geführt, ihn am Ende tödtlich verwundet und später beraubt haben, er hat natürlich dann die Flucht ergriffen, um mit seiner guten Beute ebenfalls zu verschwinden.“

Ghula konnte seine furchtbare Aufregung nicht beherrschen; er sprang vom Stuhle auf, ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab ohne ein Wort zu sprechen, dann blieb er vor dem jungen Mädchen stehen. „Ich staune über ihren Scharfsinn“, sagte er endlich und blickte ihr voll Bewunderung in das Antlitz, das eine Flammenröthe bedeckte. „Sie geben meiner Seele den Frieden wieder, denn

schon das ewige Brüten über diesem unergründlichen Geheimniß hätte mich noch wahnsinnig gemacht", und er fuhr mit der Hand über seine brennende Stirn.

"Armer Freund!" sagte sie voll inniger Theilnahme. Sie war dabei aufgestanden und ihre dunklen Augen ruhten mit dem Ausdruck des herzlichsten Mitleids auf dem blassen eingefallenen Antlitz des Grafen. Welche Verwandlung hatte das furchtbare Ereigniß hervorgebracht! Er schien um zehn Jahre gealtert; die sonst so blitzenden Augen ruhten jetzt todtmüde in ihren Höhlen, die früher glatte Stirn war durchfurcht und in das blonde Haar mischte sich schon an den Schläfen ein wenig Grau. Auch sein Auftreten, sein Character war verändert. Der früher so stolze, unbeugsame und heftige Ghula war jetzt so sanft und ruhig, daß er sich wie ein Kind leiten ließ. Nur wo es sich um das Aufspüren seiner Gemahlin handelte, da hatte der geistig gebrochene Mann noch einen unerschütterlichen Willen. Alexandra hätte laut aufschluchzen mögen über die Veränderung, die mit Ghula vorgegangen, sie hatte Mühe, ihre unaufhaltsam hervordringenden Thränen zu verbergen.

"Ich bin nicht mehr arm, seitdem ich Sie habe", entgegnete der Graf mit mattem Lächeln. "Sie bringen mein rastlos arbeitendes Hirn wieder zur Ruhe und sich mit der Hand über die Stirn fahrend, setzte er rasch hinzu: "Aber wie erklären Sie sich den Schlag, den ich erhalten habe und der mich damals betäubt hat?"

"Entweder war es Ihr Kutscher, der damit am leichtesten sich sichern konnte, oder noch wahrscheinlicher ist, daß jener abgeseimte Heuchler, dessen Zeugniß Ihnen am meisten geschadet, bei der Ermordung Lubowsky's geholfen und mit dem Kutscher die Beute getheilt hat."

Die Aufregung Ghula's wuchs. "Ah, Sie halten den Pierre auch für einen Schurken. O! wie mich das freut!" und der Graf ergriff von Neuem ihre Hand.

Alexandra zog sie diesmal nicht zurück. Die gespannte Theilnahme Ghula's mußte sie außerordentlich erfreuen und sie entgegnete rasch: "Ich bin keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß Ihre dunkle Ahnung Sie nicht getäuscht hat. Das stupide Gesicht mit den herabhängenden Mundwinkeln dieses Monsieur Brunet kann nur einem abgeseimten Bösewicht angehören."

"Sie haben Recht", bestätigte der Graf ungewöhnlich lebhaft. Er schien wie verwandelt. Sein Geist erhielt wieder etwas von der alten Spannkraft und selbst in seinen Augen zeigte sich ein schwacher Glanz. Trotzdem mußte er sich wie erschöpft auf einen Stuhl niederlassen und eine Weile stierte er schweigend vor sich hin. Je mehr er über die Vermuthungen Alexandra's nachsann, je mehr mußte er die Richtigkeit derselben anerkennen. Damit allein schloß sich die Kette der düstersten und geheimnißvollsten Ereignisse zu einem Ringe und sie verloren für ihn jenes Unerklärliche, das ihn beinahe um den Verstand gebracht hätte. Nur ein Glied fehlte noch in dieser wunderbar geschickt entworfenen Gedankenkette. — Wie konnte Lubowsky einen Entführungsplan vorbereitet haben, da er schwerlich von seinem

Besuche des Opernballes Kenntniß hatte. Als er seiner jungen Freundin diese in ihm aufsteigenden Bedenken mittheilte, entgegnete sie sogleich: "Kann nicht Marquis d'Autour mit Lubowsky in Verbindung gestanden haben? Ja kann er nicht vielleicht?" —

Alexandra, welche neue Idee wecken Sie in mir", unterbrach sie der Graf und seine Brust arbeitete mächtiger. "D'Autour war es, der meine Frau zum Besuche des Balles aufgestachelt." Bei seinem argwöhnischen, eifersüchtigen Character fing jeder Verdacht so leicht Feuer. "Ich will nicht behaupten, daß der Marquis mit meinem Todfeinde im Complot gestanden; denn er hat sich stets gegen mich als wahrer Freund benommen", setzte er entschuldigend hinzu; "aber vielleicht benutzte dieser verschmitzte, boshafte Mensch den sorglosen d'Autour als Werkzeug, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte."

"Halten Sie den Marquis für Ihren wahren Freund?" entgegnete die junge Comtesse und blickte Ghula dabei fragend an.

"Ich kann nicht daran zweifeln; er hat mir dafür bis in die jüngste Zeit zahlreiche Beweise gegeben. Er war der Einzige, der an meinem Geschick Antheil genommen und mich bei all' meinen Entdeckungsversuchen eifrig unterstützt hat."

"Trauen Sie ihm nicht", ermahnte die Comtesse. "Ein Mensch wie der Marquis d'Autour kann kein wahrer Freund sein und wenn er Ihnen noch eine gewisse Anhänglichkeit zeigt, dann hat er gewiß dabei eine selbstsüchtige Nebenabsicht."

Graf Ghula hatte von dem außerordentlichen Scharfblick Alexandra's eine zu hohe Meinung gewonnen, als daß nicht hätte ihr Werk auf ihn einen tiefen Eindruck machen sollen.

"Ich werde Ihre Warnung beherzigen", sagte er nach kurzem Bedenken und die Augen des jungen Mädchens glänzten. Sie empfand es als ein süßes Glück, daß sie auf Ghula einen solchen Einfluß auszuüben vermochte. "Sagen Sie ihm nichts mehr von Ihren Plänen, Ihren neuen Anstrengungen, die Sie machen wollen, um Katharina zu entdecken. Verbergen Sie ihm Alles, geben Sie sich den Anschein, als verzichteten Sie auf jede weitere Verfolgung und als hätten Sie sich in ihr Schicksal gefunden und dann beobachten Sie dabei genau das Benehmen des Marquis. Mißtrauen Sie Allen und am Meisten gerade Ihren Freunden."

"Ich werde buchstäblich Ihren Weisungen folgen", erklärte der Graf mit großer Bestimmtheit.

"Aber nicht wahr, mit mir machen Sie eine Ausnahme, und mir sagen Sie Alles, was Sie in's Werk setzen wollen, um endlich den Schleier zu lüften", und um die blühenden Lippen des jungen Mädchens spielte ein herzwinnendes Lächeln.

"Ihnen, Alexandra, sollen fortan meine geheimsten Gedanken offen liegen", entgegnete Ghula und legte zur Betheuerung die Hand auf die Brust.

"Dann erwarte ich Sie bald wieder, um von Neuem Kriegsrath zu halten", und ihre dunklen Augen senkten sich eine Secunde lang mit verzehrender Gluth in die seinen, dann schlug sie rasch die langen Wimpern nieder und ihm die Hand reichend, setzte sie gleichmüthiger hinzu: "Ich sehe Sie also recht bald."

Er zog ihre Rechte an seine Lippen: „Meinen innigsten Dank, ich werde kommen“, und in seltsam gehobener Stimmung, als ob er schon das heiß-ersehnte Ziel erreicht habe, verließ er seine neue Freundin.

Graf Ghula hielt sein der Comtesse Tschernischeff gegebenes Versprechen mit jener unerschütterlichen Ehrlichkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden war. Als sich der Marquis am andern Tage bei ihm einfand und mit der gewohnten Frage: „Ob er endlich eine Spur entdeckt habe“, die Unterhaltung eröffnete, heuchelte der Graf, wie schwer es ihm auch fiel, die größte Gleichgültigkeit und selbst die Aufmunterungen d'Autours vermochten ihn nicht aufzustacheln. Er gab darauf nur die Antwort: „Lieber Freund, ich habe das Vergebliche all' meiner Bemühungen eingesehen und ich will nicht länger Narr genug sein, einem Phantom nachzujagen.“

Der Marquis machte ein Gesicht, als habe ihm Jemand ein hübsches Spielzeug zerschlagen: „Ich muß es Ihnen gestehen, für mich hätte gerade ein solches Schattenbild seinen Reiz. Giebt es etwas Interessanteres, als eine Aufgabe zu haben, deren Lösung uns ungeheure Schwierigkeiten macht und beständig unseren ganzen Scharfsinn, unsere Kühnheit und unermüdlichste Ausdauer herausfordert.“

„Nein, ich bin müde geworden“, entgegnete der Graf, „und wenn es mir wirklich noch einmal gelingen sollte, das Dunkel zu lüften, das über dem Schicksal meiner theuren Katharina schwebt, was hätte ich dann erreicht? Nichts weiter als die Gewißheit ihres Todes und die habe ich bereits.“

D'Autour blickte Ghula noch einmal ganz verwundert an, er öffnete schon die Lippen zu einer Antwort, aber er schwieg. Plötzlich wandte er sich mit der Frage an den Freund: „Wie fanden Sie Comtesse Tschernischeff, und war sie nicht hoch erfreut, daß Sie endlich kamen?“

„Hm“, machte der Graf und versank wieder in seine alte Schweigsamkeit.

„Im Grunde haben Sie Recht, daß Sie Ihre Entdeckungsversuche aufgeben“, fuhr der Marquis ruhig fort. „Sie glauben gar nicht, wie sehr man es Ihnen verdacht hat, daß Sie über den Verlust Ihrer Gemahlin nicht zur Ruhe kommen, wo Ihnen doch ein hübscher Ersatz so nahe läge.“

Ghula blickte den Marquis nur verwundert an, der sich's jetzt im Lehnstuhl bequem gemacht hatte und mit der sorglosen Freiheit, die man sich gegen einen guten Freund gestattet, seine Plaudereien fortsetzte. „Hoffentlich werden Sie nicht wieder verstimmt, wenn ich Ihnen das öffentliche Geheimniß mittheile, daß Sie Comtesse Alexandra mit der ganzen Gluth und Leidenschaft Ihres Wesens liebt, die nordische Schönheit keinen anderen Wunsch kennt, als die Lücke in ihrem Herzen auszufüllen.“

Heute nahm der Graf diese Mittheilungen weit gelassener auf. „Sie täuschen sich gewiß; Katharina und Comtesse Tschernischeff waren sehr befreundet und deshalb hat Alexandra mir eine herzliche Theilnahme bewahrt, die Fernstehende leicht mißdeuten können.“

Der Marquis blickte nachdenklich vor sich hin. Plötzlich sprang er auf, wie von einer überraschenden

Idee erfaßt und mit großer Lebhaftigkeit stieß er hervor: „Ah' jetzt hab' ich den Schlüssel zu allem!“

Ghula machte ein etwas verwundertes Gesicht. „Was haben Sie, Marquis?“

„Ich darf es Ihnen nicht sagen, aber der Gedanke tauchte so unwillkürlich in mir auf wie ein Blitz, der eine dunkle Gegend beleuchtet“, und als ob er in seiner Aufregung nur mit sich selber spreche, murmelte er vor sich hin: „Es ist kein Zweifel, damit ist alles erklärt. — Eine Leidenschaft wie die ihre scheut vor nichts zurück, um an ihr Ziel zu gelangen.“

„Worüber brüten Sie?“ fragte der Graf weiter, mehr aus Höflichkeit, als aus Neugierde.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, ich darf nicht diesen schwarzen Verdacht in Ihre Seele werfen“, erklärte der Marquis und trotzdem legte er seine Hände auf die Schultern des Grafen und fuhr in großer Erregung fort: „Glauben Sie nicht, daß eine unglückliche Liebe das verwegenste Spiel treibt, um das geliebte Herz für sich zu gewinnen. — Wenn nun Ihre theure Gemahlin einer Anderen im Wege stand und diese Energie genug besaß, das Hinderniß um jeden Preis hinwegzuräumen?“

Wäre der Graf nicht gestern bei Alexandra gewesen, so würde der Funken des Verdachts, den d'Autour in seine Seele werfen wollte, weit eher Feuer gefangen haben. So aber nahmen seine Gedanken eine ganz andere Richtung. Vielleicht ahnt er, daß die Comtesse ihn mit dem mir gespielten Streich in Verbindung bringt und will sie bei mir unschädlich machen? — Diese Vermuthung stieg sogleich in ihm auf. Trotzdem blieb sein Antlitz so ruhig und unbeweglich wie immer; dem Marquis war es unmöglich, zu errathen, was in dem Herzen des Grafen vorgehen mochte, der nach alter Gewohnheit theilnahmslos vor sich hinstarrte, als ob ihn sein Freund die gleichgiltigsten Dinge von der Welt mitgetheilt habe.

„Sie erschrecken über einen solchen Verdacht und er mag Ihnen wie eine grenzenlose Tollheit erscheinen“, begann d'Autour von Neuem, obwohl Ghula's starres Gesicht ihn zu dieser Bemerkung nicht im Mindesten berechtigte. „Aber dieser Gedanke kam mir wie eine Erleuchtung, ich weiß selbst nicht woher. Er ist auch nicht so absurd und wahnsinnig wie er scheint. Einem leidenschaftlichen energischen Character wie dieser schönen Russin ist alles zuzutrauen. Sie war die vertraute Freundin der armen Gräfin, ihr war es am leichtesten, das Entführungswerk in Scene zu setzen und daß Ihre theure Gemahlin ein Opfer der Eifersucht geworden, muß jetzt dem einfachsten Verstande einleuchten. Läge ein Raubmord oder irgend ein anderes Verbrechen vor, so hätten die Uebelthäter weiter keine Veranlassung, den Leichnam der verehrten Unglücklichen so sorgsam zu verbergen, die Mörder würden sich gewiß die von Ihnen hierauf gesetzte Prämie selbst verdient haben und hätten einen ihrer Genossen damit beauftragt, Ihnen wenigstens die sterblichen Ueberreste der Gräfin in die Hände zu spielen, ein ruhiges Nachdenken bringt uns also unwillkürlich zu dem Schlusse, daß dieses furchtbare Räthsel aus einer tiefen, leidenschaftlichen Liebe entstanden.“

(Fortsetzung folgt.)

## Rück Erinnerungen an die Spielbäder in Deutschland.

Das Weltbad Homburg v. d. Höhe stand bis zum Jahre 1866 unter der milden, patriarchalischen Herrschaft des letzten Sprossen des Heldenhauses der Landgrafen von Hessen. Als 1848 die Revolution ausbrach, wollte man auch in Homburg eine Constitution. „Gut“, sagte der Landgraf, schafft mir einen Premierminister, aber er muß wegen Demagogie auf dem Zuchthause gefesselt haben.“ Man etablierte Landstände und Geschworenengerichte, die aber nie in Function traten, wenn schon es für letztere genug zu thun gab. Aber die Justiz war practisch, man ließ den Verbrecher unter polizeilicher Sequestration bis zum nächsten nach Frankfurt a. M. abgehenden Bahnzuge und gab ihm nöthigenfalls noch das Reisegeld, Adieu auf Nimmerwiedersehen. Hier einige Beispiele Homburger Justiz: Im Anfang der Sechziger Jahre wurde eines schönen Morgens nahe bei Homburg eine Schachtel mit einem todt, neugebornen Kinde gefunden. Der allgemeine Verdacht lenkte sich auf eine seit Jahren mit ihrer Mutter in Homburg lebende Engländerin, die ein intimes Verhältniß mit einem Oesterreichischen Offizier einer benachbarten Bundesgarnison hatte. Die allgemeine Stimme wurde so laut, daß die Justiz endlich einschreiten und die Engländerin in Untersuchungshaft nehmen mußte. Nun wurde im Geheimen processirt, ein Beamter nach dem andern versuchte seine Kunst, bis endlich der Letzte erklärte, es sei kein genügender Verdacht vorhanden. Man ließ die Engländerin mit Mutter und Saß und Paß ruhig von Homburg abziehen. Der letzte Beamte, vorher nicht gerade in glänzenden pecuniären Verhältnissen, soll nach dem Abzuge der Engländerin plötzlich zu einem gewissen Wohlstand gelangt sein.

Nach der letzten Polnischen Revolution hatte sich auch in Homburg ein Kreis Polnischer Refugies unter der Protection der greisen Gräfin Kiseloff geb. Potozka gesammelt. Eines Abends erschien in den Spielsälen der frühere Statthalter Polens, der Marquis Wilepolski, und setzte sich an die Trente-et-Quarante. Darauf entstand eine große Bewegung unter den übrigen Polen. Es bildeten sich Haufen, die lebhaft discutirten. Endlich kam ein Abgesandter zu dem Marquis, klopfte ihm auf die Schulter. Der Marquis dreht sich ruhig um, sieht den Klopfen an und spielt weiter. Bald darauf kommt der Abgesandte zum zweiten Male, klopft noch stärker den Marquis und sagt ihm laut: „Monsieur, quittez tout-de-suite les salons, vous êtes un traltre.“ Darauf der Marquis auffpringen, in die Brusttasche greifen, einen Revolver herausziehen und mit Donnerstimme rufen: „Lache, qui me touche, il sera mort!“ Alle Welt eilt herbei, den Marquis zu entwaffnen und Abends mußten der Marquis und die meisten übrigen Polen Homburg mit dem letzten Bahnzuge verlassen.

Eines Winters lebte in Homburg ein Taubenpaar, eine wohlbeleibte sog. Ungarische Baroness und ein bildschöner Adonis, sog. Oesterreichischer Graf. Sie dinirten und soupirten bei Chevet, spielten und so verging ein Tag nach dem andern in duloi júbilo. Da kam das Frühjahr und das Futter war zu Ende. Der Täubrich sah sich nach

einer anderen Taube um und fand solche in einer nicht mehr jungen, aber reichen Französin. Eines Abends erblickte die Ungarin ihren Täubrich am Spieltisch neben der Französin. Auf ihn zu, auf die Schultern klopfen und sagen: „Alfons, komm sofort mit mir in die Galerie!“ Dieselbe war gefüllt von promenirenden Fremden. Dort packt die Taube den Täubrich, wirft ihn an die Wand und giebt ihm einige tüchtige Ungarische Watschen. Abends verließ das Taubenpaar, ob mit oder ohne Bagage, das schöne Homburg auf Nimmerwiedersehen.

In dieses Thal voll stiller Hütten kam eines Tages Anfangs der vierziger Jahre ein jugendlicher Bürger de la grande nation mit leichten Taschen, denn, wie man erzählte, hatte er in seiner Heimath Bankrott gemacht. Er wandte sich an die Homburger Minister und versprach, das Füllhorn Jupiters gleich wie auf die Damen, so über Homburg auszuschütten. Anfangs wollte man ihm kein Gehör schenken in einfach patriarchalischem Sinne. Aber endlich siegte die Gewinnsucht, der Franzose erhielt die Concession zur Errichtung einer Spielbank. Es wurde ihm sehr schwer, die nöthigen 80,000 Fl. Caution in Frankfurt aufzutreiben. Endlich gelang es und nun ging es in einer Bretterbude lustig her an der Roulette und der Trente-et-Quarante. Das Geschäft prosperirte, es wurde eine Actiengesellschaft von 1 Mill. Fl. in 10,000 Appoints à 100 Fl. gegründet, ein prächtiger Cursaal gebaut und schöne Prachtgärten angelegt. Die Bank zahlte durchschnittlich jährlich 50 Prc. Dividende und die Actien stiegen über 300. Da emittirte man eine weitere Million, die alten Actionäre erhielten für ihre eine je drei neue Actien à 100 Fl., so daß ihnen ihr Einschuß von 100 Fl. jährlich ca. 150 Fl. abwarf. Im Durchschnitt brachte die Bank jährlich 2 Millionen Fl. Brutto. Davon gingen ab 600,000 - 700,000 Fl. Betriebskosten. Die Bank baute im Laufe der Jahre einen Winter-Glasgarten, ein prächtiges Café und Theater und gab der Frankfurt-Homburger Eisenbahn 800,000 Fl. à fond perdu zum Bahnbau.

In Homburg, das dem Spieler durch die Höhe der mise en jeu und des Maximums die meisten Chancen bot, strömten das ganze Jahr über die größten Spieler zu. So war es in den sechziger Jahren der bekannte Spanier Garcinda. Er gewann im Laufe eines Monats 2 Millionen Franken, die Spielverwaltung gestattete, durch 5 Personen das Maximum, also auf einmal 60,000 Fres. zu setzen. So war man Zeuge, wie er einmal die Bank von Trente-et-Quarante mit einem Einsatz von etwa 400,000 Fres. sprengte. Es war in der hohen Saison, die Säle überfüllt, um den Spieltisch standen in fünf Reihen auf Stühlen die edelgantesten Damen. Als der letzte Coup der Bank ein Ende gemacht, allgemeines Bravo. Da erschien der Spielcommissar, nahm ein Protocoll auf, das Geld wurde genau gezählt und eingesackt. Dann wurden die Karten in die runde Oeffnung in der Mitte gestürzt, über die Spieltafel ein schwarzes Tuch gezogen und die ewige Spiellampe ausgelöscht. Für diesen Abend hatte an dieser Tafel die Herrlichkeit ihr Ende. Aber auch die Herrlichkeit Herrn Garcin's hatte bald ihr Ende, er reiste in Kurzem ohne 1 Fres. ab.

Druck und Verlag von Friedrich May, redigirt unter Verantwortlichkeit von Emil May in Bischofswerda.